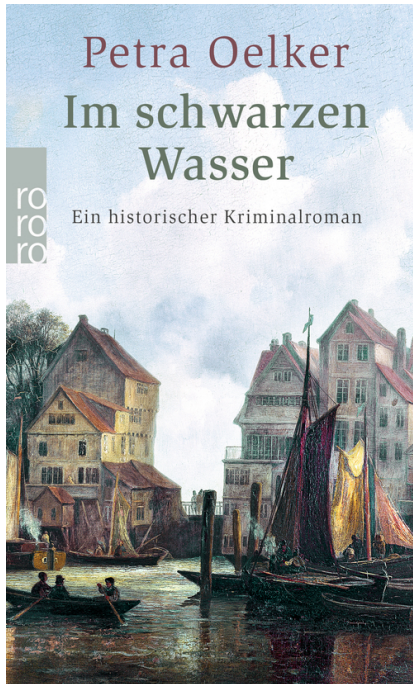


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00330-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Petra Oelker arbeitete als Journalistin und Autorin von Sachbüchern und Biographien. Mit «Tod am Zollhaus» schrieb sie den ersten ihrer erfolgreichen historischen Kriminalromane um die Komödiantin Rosina, zehn weitere folgten. Zu ihren in der Gegenwart angesiedelten Romanen gehören «Der Klosterwald», «Die kleine Madonna» und «Tod auf dem Jakobsweg». Zuletzt begeisterte sie mit «Das klare Sommerlicht des Nordens», «Emmas Reise» und dem in Konstantinopel angesiedelten Roman «Die Brücke zwischen den Welten».

«Oelkers Detailfreude ist voller historischer Sympathie für den alten Hansegeist, den sie in allen Schichten der Stadt aufspürt.» (Hamburger Abendblatt)

«Petra Oelker kann's einfach!» (PM History)

«Das macht den Charme all ihrer Bücher aus: Oelker gibt Einblicke in vergangene Zeiten, wirkt aber nie angestaubt.» (Hamburger Morgenpost)

Petra Oelker

Im schwarzen Wasser

Ein historischer Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, November 2020
Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Historische Karte S. 2 / 3: Staatsarchiv
der Freien und Hansestadt Hamburg
Abbildung S. 69: Diderots Enzyklopädie, Bildtafeln, 3. Band
Hamburg-Karte S. 118 / 119: Peter Palm, Berlin
Abbildung S. 189: Diderots Enzyklopädie, Bildtafeln, 4. Band
Covergestaltung any.way, Barbara Hanke / Cordula Schmidt
Coverabbildung Adolph Friedrich, Gemälde "Die kleine Alster",
vor 1842, Öl auf Holz, Hamburger Kunsthalle/INTERFOTO
Satz aus der Caslon PostScript
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-00330-1

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
www.klimaneutralerverlag.de



Prolog

IN EINER APRILNACHT ANNO 1774

Er blieb stehen, was auch deshalb von Vorteil war, weil sein Gang ein wenig schwankte. Eine kleine Atempause mochte helfen. Er blickte zum Himmel hinauf, der halbe Mond geizte hinter einem Schleier von Dunst mit seinem Licht, und lauschte. Nichts, doch keine Schritte, kein Rascheln im Gebüsch? Der Geselle dort oben war ein Gaukelspieler, machte mehr Schatten als Licht, dem Herzen und dem Geist mehr Unruhe als Gelassenheit. Dieses leichte Rauschen und Geraschel, der sanfte, kaum wahrnehmbare Hauch auf seinem Gesicht waren nur ein Gruß des Nachtwindes gewesen.

Der junge Monsieur Hippolyt Meunier war in froher, sogar leichtfertiger Stimmung. Als Mann der Vernunft und der Wissenschaften ermahnte er sich, umso wachsam zu sein. Vielleicht war es der Vogel gewesen, der seit einigen Tagen immer wieder auf dem toten Ast der knorrigen Eiche bei der Werkstatt hockte und auf die ungelinken flugunfähigen Wesen hinuntersah. Es war ein hässlicher Vogel, Hippolyt hatte nie ein solches Exemplar gesehen, bis er die Werkstatt bei der Lohmühle bezog. Über alltägliche Arten wie Schwalben oder Sperlinge hinaus konnte er sich mit der gefiederten Welt nicht aus, er fand sie uninteressant. Dieses majestätische Tier in der Eiche hatte er jedoch bemerkt. Schon wegen der Größe und, das hatte der Lohmüller erklärt, weil solch ein Rotmilan zu den Jägern und Räubern zählte und die Menschen sonst mied. Hippolyt hatte mit höflichem Ni-

cken zugestimmt, wie der Lohmüller es erwarten durfte, und sein Unbehagen nicht gezeigt.

Anderes Getier, das sich auf der Erde, in den Hecken und in den Bäumen um die Lohmüllerei und seinen Werkstattschuppen tummelte, ignorierte er. Diesen imposanten Vogel konnte er nicht mehr übersehen. Denn die starren Raubvogelaugen folgten ihm von der Höhe der absterbenden Baumkrone, sobald er aus seiner Werkstatt trat und über den Hof, zum Fahrweg oder zum Ufer hinunterging.

Es war unmöglich zu erkennen, wohin der Rotmilan starrte, ob er überhaupt irgendwohin starrte oder nur friedvoll döste, das sagte ihm sein Verstand. Trotzdem fühlte er sich beobachtet, wenn der Vogel auf seinem Auslug hockte, also musste es einen Zusammenhang geben. Das gebot die Logik, und dem logischen Denken fühlte Hippolyt Meunier sich verpflichtet. Logik und Vernunft, etwas anderes kam für einen Mann seines Metiers nicht in Frage. Das Spintisieren überließ er Poeten und alten Jungfern.

Womöglich holte ihn etwas ein, das vergangen und vergessen sein musste? Wenn es ihm nun wegen eines blöden Vogels mit scharfem Schnabel und beachtlichen Krallen doch einfiel? Dann musste er sich mit dem Vergessen mehr Mühe geben. Etwas endete, und Neues begann. Das war das Prinzip des Fortschritts, auch dem hatte er sich verpflichtet. Alles andere stand dahinter zurück, ganz besonders Privatangelegenheiten.

Er stolperte just in diesem Moment über irgendetwas, das sich wie ein klobiger Stein angefühlte hatte. «Der zweite Krug», murmelte er und fühlte ein unpassendes weibisches Kichern aufsteigen. Ja, der zweite Krug. Den hätte er besser nicht mehr geleert. Oder war es ein dritter gewesen? Dazu dieser bittere, für den Leib höchst

bekömmliche Branntwein, den Mamsell Elske ihm dazugestellt hatte ...

Aber was waren einige Krüge Bier und ein ordentlicher Schluck Branntwein für einen Mann nach getaner Arbeit an einem frischen Frühlingsabend in froher Runde? Im Eschenkrug auf dem Borgesch traf man arbeitssame ehrliche Leute, immer mit einem offenen Ohr für einen, der was zu erzählen hatte. Und das Mädchen. Sie war keinesfalls eine gewöhnliche Schankmagd, sondern von feiner Art. Und diese Augen – wie der Himmel über dem Meer.

Da stand er nun mitten in der Nacht am Rand der Vorstadt St. Georg, vor sich nur noch von Wassergräben durchzogene Bleichwiesen, und hielt die Nase in die Luft wie Hans im Glück – oder wie Bartel der Dummkopf, es kam ganz auf den Standpunkt an. Noch einmal lauschte er. Das Wasser am Alsterufer gluckste unter den Vorsetzen, eine Ente quakelte leise wie im Schlaf, zwei Hunde bellten ein gutes Stück weiter Frage und Antwort. Nun knarrte ein Fenster oder ein Gartentor – der Wind frischte auf, als habe er bisher den Atem angehalten. In dieser Nacht brachte er die Ausdünstungen von den Schweinekoben, der Abdeckerei und den Gassenkummergruben mit, von dort, wo in älterer Zeit der Galgen und das Rad gestanden hatten und die Leichen der Hingerichteten verscharrt worden waren.

Hippolyt zuckte die Achseln und stapfte weiter. Die Gerüche störten ihn nicht, sie kamen selten bis in die Gegend der Lohmühle, gewöhnlich wehte der Wind aus anderer Richtung. Es waren nur noch wenige Schritte, hundert vielleicht, er müsste sie mal zählen, morgen bei Tag. Nur genaue Maße und Zahlen gaben eine gute sichere Ordnung. Wieder blieb er stehen und horchte in die Nacht. Seine Füße waren schwer wie Blei, seine Knie weich wie Brotteig. Bilsenkraut, dachte er und schwank-

te gleich ein wenig stärker. Bilsenkraut und Stechapfel, die ließen es im Kopf rauschen wie ein Wasserfall im Hochgebirge. Wenn etwas davon in seinem Bier ... Unsinn, wer sollte hier so etwas tun? Und warum?

Die Lohmühle ragte als schwarze Silhouette gegen den Himmel auf, die Konturen verschwammen im aufsteigenden Nebel. Sie war ihm schon heimatlich geworden, er hätte keinen besseren Platz für seine Werkstatt finden können als in ihrem Schutz.

Der Müller und seine Tochter ließen ihn auf freundliche Weise in Ruhe, obwohl er ein Fremder war. Vielleicht hielten sie ihn für einen seltsamen Vogel. So sagte man doch, wenn einer nicht wie alle anderen war? Auf ihn, Hippolyt Meunier, Mechaniker und Erfinder mit einer stolzen Zukunft, traf es zu. Eines Tages sollten alle von seiner Arbeit profitieren, von seiner Kunstfertigkeit, seinem Genie.

So dachte er in der Kühle der Nacht und spürte, wie er errötete, denn eigentlich war er ein bescheidener Mensch.

Just in diesem Moment reckte sich ihm ein trockener Ast in den Weg, er taumelte einige Schritte vorwärts, bis er sich wieder gefangen hatte – vielleicht beflügelte ihn der Weingeist – und doch noch fiel. Er fluchte und lachte, es war zu kurios, mitten in der Nacht, weit und breit kein Mensch, ein schon vertrauter Weg, und er fiel wie der Adler von der Schießscheibe! Sein Knie schmerzte höllisch, plötzlich hätte er gerne ein bisschen geweint, weil er sich doch wieder heimatlos und verlassen fühlte. Natürlich gehörte diese Einsamkeit für einen Mann wie ihn dazu, doch selbst ein Genie fühlte sich hin und wieder wie ein normaler Mensch mit den Sehnsüchten eines ganz normalen Menschen.

«Meunier?» Die Stimme des Lohmüllers klang gedämpft durch den steigenden Nebel. «Seid Ihr das, Meu-

nier? Was macht Ihr da, um Himmels willen? Ich dachte, Ihr schlaft längst.»

Der Müller im bauschenden Nachtgewand war mit wenigen Schritten bei seinem jungen Nachbarn, den er in der Tat für einen seltsamen, allerdings harmlosen Vogel hielt. Er half ihm auf und führte ihn zur Werkstatt.

Das war der Trost, den jeder Mensch ab und zu brauchte. Beinahe hätte das Genie butterweich aufgeschluchzt. Zum Glück nur beinahe. Ob es einerseits am Schrecken über die nächtliche Störung lag, am Weingeist, an dem butterweichen Moment der Weinerlichkeit oder dem schmerzenden Knie andererseits – weder der Müller noch Hippolyt bemerkte, wie einfach sich die Tür zur Werkstatt öffnen ließ, weil das Schloss nicht ganz eingerastet war. Dem Lohmüller fiel es später ein, weil er aber nicht ganz und gar sicher war, behielt er es für sich.

Der alte Rotmilan hätte dazu einiges zu erzählen gehabt, aber kein Mensch versteht einen Milan. Im Übrigen hatte Hippolyt Meunier sich geirrt, der große Vogel interessierte sich nicht für Menschen. Er starrte nur in den Hof hinunter, weil er auf die leckeren jungen Wildkaninchen wartete, die dieser Tage geboren wurden und bald aus ihrem warmen Bau ins Licht huschten.

Kapitel 1

ANFANG MAI

Beim Erwachen spürte Jakob das Vibrieren von Glück. Gewiss nicht wegen des langen Tages an den Gruben und am Scherbaum, Grund waren die Traumbilder, die ihn in das Erwachen begleitet hatten. Er spürte noch die Berührung weichen, fast ebenholzschwarzen Haares, sah noch weiße Schultern, zärtlich lächelnde Lippen. Ganz nah.

Es war schon hell, als er aus diesem Hauch von Glückseligkeit erwachte, also hatte er zu lange geschlafen. Die Hitze in seinem Körper schwand schlagartig. Die Maimächte waren immer zu kurz. Hastig schlüpfte er in die Kleider und griff nach der Lederschürze. Noch war er Lehrling, noch musste er als Erster bei den Lohegruben in der Wasserwerkstatt sein.

Er sauste barfuß die Stiege hinunter, die klobigen Holzpantinen warteten unten in der Werkstatt. Aus der Küche klangen gedämpfte Stimmen, der getreidige Duft von köchelndem Brei ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Zwei Stunden noch. Dann gab es auch für den Lehrling, die beiden Gesellen und Knecht Mats die Morgenmahlzeit, auch für den Tagelöhner, der hin und wieder für die besonders schweren Verrichtungen gebraucht wurde. Wenn er, Jakob, einmal Herr über dieses Haus war, so schwor er sich, würde niemand mit leerem Magen an das Tagwerk geschickt.

Manchmal machte ihn der Duft aus der Küche zornig, dann fühlte er sich seltsam fremd in seiner Seele, und er stampfte noch wütender in die mit der Lohe aufge-

schichteten Blößen, spürte die geröteten Schrunden an den Knöcheln noch bitterer als an anderen Tagen und schwor sich – nein, daran wollte er nun nicht denken. Er wollte einzig seine Arbeit tun, rasch, gut und zuverlässig, wie der Meister es erwartete.

Der Tag lag noch endlos lang vor ihm, dann folgte der nächste, wieder der nächste und immer so weiter. Eine endlose Reihe von immer gleichen Tagen. Doch irgendwann war es so weit, dann lief er durch eines der großen Stadttore hinaus, das Bündel mit dem Nötigsten auf dem Rücken, mit leichtem Sinn weit hinaus in die Welt. Da war der Himmel viel höher, und jeder Schritt hieß Neues. Abenteuer, auch Gefahren, so war das Leben, und dort draußen, wo die Gedanken frei wurden wie das Atmen in der klaren frischen Luft, konnte er alles meistern. Daran glaubte er fest. Noch ein Jahr, ein ganzes langes Jahr, dann ging es endlich auch für ihn auf die Walz.

Neuerdings war die Sehnsucht nach der Ferne ein wenig geringer geworden. Womöglich wegen dieser anderen Sehnsucht, die hatte ihr Ziel ganz in der Nähe. Also wollte er jetzt wirklich nur an seine Pflichten denken und an den Abend, der später noch einen kurzen Spaziergang auf den Wällen erlaubte. Oder hinüber nach St. Jakobi, nah bei ihrer Wohnung.

Ihn fröstelte, als er die Wasserwerkstatt betrat, der Morgen war sehr kühl, und er hatte zu wenig Schlaf gefunden. Gestern hatte der für den riesigen Kupferkessel eingheizte Ofen noch ein wenig Wärme gespendet, davon war nun nichts mehr zu spüren.

Der große Raum lag im Dämmerlicht, aber er fände sich selbst im Dunkeln zurecht. Die Werkstatt war sein eigentliches Zuhause. Was nicht hieß, dass er sie liebte, jedenfalls nicht alle Tage.

Wie an jedem Morgen nahm er den Korb und machte sich eilig auf die Suche. Er war daran gewöhnt, es bereitete ihm keine Übelkeit, wie dem jüngsten Sohn des Schusters beim Jakobikirchhof. Der hatte in diesem Frühjahr für einige Zeit in der Gerberei gearbeitet, ein Knirps mit wässrig blickenden Augen und einer Neigung zum beständigen Hüsteln. In der Wasserwerkstatt war so einer fehl am Platz. Helmrich hatte den Gestank nicht ausgehalten, die wahrhaftig üblen Gerüche, die zu einer Gerberei gehörten wie Mehlstaub zu einer Backstube. Meistens hatte er es gerade noch auf den Klopferbaum geschafft, um sich wenigstens in den Fluss anstatt in die Gruben zu erbrechen. Er war bald aus der Gerberei geflüchtet. Der Schuster, ein aufbrausender Mann, hatte sich für seinen weibischen Sohn geschämt, und der Junge war aus der Stadt verschwunden.

Es hieß, er sei nun in der Lehre bei einem Riemenmacher im Holsteinischen, ob das stimmte, wusste niemand genau. Jakob hatte nie ganz entschieden, ob er den blassen Jungen bewunderte, weil er seine Schwäche zeigte, oder ihn aus demselben Grund wie die anderen verachtete.

Er klaubte den nächsten Rattenkadaver auf und warf ihn in den Korb zu anderen und einer toten einäugigen Katze, die alle von den ausgelegten Giftködern gefressen hatten. Die Fleisch- und Fettreste von den großen Häuten, der Gestank nach Aas und Fäulnis, manchmal auch nach frischem Blut, wenn Häute aus dem Schlachthaus gegenüber an der Kleinen Alster oder vom Hafen gebracht wurden, lockte alle Tage Horden von Ratten und anderem Ungeziefer an, hungrige Katzen, ab und zu gelang es sogar einem der vielen streunenden Hunde, in die Werkstadt zu dringen. Allen bekam es schlecht. Jakob hatte Respekt vor dem Gift, man konnte nie wissen, welcher Art Dämpfe von vergifteten Tierleichen aufstie-

gen und den Menschen schadeten. Er hatte vor, recht alt zu werden, also griff er die Kadaver nur mit einer Äscherzange. Seit dem Beginn seiner Lehrzeit gehörte immerhin das Einsammeln von Hundekot für die Beize der Blößen nicht mehr zu seinen Pflichten. Das erledigten nun zwei Alte aus den Gängen für ein paar Münzen und ein gutes Frühstück. Sie waren dankbar für leichte Arbeit.

Als er das Tor zu den Klopferbäumen über der Alster fast erreicht hatte, trat er auf etwas Hartes. Eine scharfe Kante drückte sich in seinen nackten Fuß, er sprang mit einem Aufschrei zur Seite, gerade rechtzeitig, bevor das Metall die Haut durchschneidet. Er taumelte und wäre fast in die sechste Grube gestolpert, die große, in der das neue schnelle Gerbverfahren mit der Brühe probiert werden sollte, ein Experiment, das nicht schiefgehen durfte. Erschreckt wandte er sich dem Tor zu und schob mit zornigem Schwung den linken Flügel auf. Die Morgensonne glitzerte dunstig auf dem Wasser, ließ ihr schräg einfallendes Licht in den Fensterscheiben der gegenüberliegenden Häuser und des alten Klosters spiegeln und erhellte endlich die Werkstatt.

Jakob Neulander hatte keinen Blick für das friedliche Bild am Fluss. Er wusste, worauf er getreten war, auf eines der Werkzeuge, und das ärgerte ihn. Am Ende eines jeden Arbeitstages musste er kontrollieren, ob alle Gerätschaften an ihrem Platz lagen, standen oder auch hingen, besonders die teuren Scher- und Schabeisen und die Zangen. Das war dem Meister so wichtig wie die Arbeit an den Gerberbäumen; Jakob fand das ein bisschen lächerlich, der reinste Ordnungswahn, aber das Wort eines Meisters war in seinem Haus Gesetz. Da wurde nicht gefragt, sondern gehorcht. Wenn sich die Werkzeuge zu Arbeitsbeginn nicht ordentlich an ihren angestammten Plätzen befanden, setzte es Kopfnüsse. Jakob spürte die

schmerzende Fußsohle und fand, vielleicht sei die Sache mit der Ordnung doch nicht so schlecht.

Hastig entleerte er den Korb mit den Kadavern in den Fluss, dann blickte er sich suchend im rasch heller werdenden Morgenlicht um. Er konnte nur auf eines der Schereisen getreten sein, obwohl am vergangenen Abend alle vollzählig und jedes an seinem Platz an der Seitenwand nahe dem Ofen gehangen hatten – dort, wo die Luft etwas trockener war und die Metalle weniger rosteten. Keines hatte gefehlt, wirklich keines. Aber wenn er wieder einmal an etwas anderes gedacht und zu flüchtig hingesehen hatte, vielleicht ...

Er stutzte. Noch etwas war anders als sonst. Das Tor zur Wasserseite hatte sich zu einfach öffnen lassen. Das durfte nicht sein. Für die Nacht wurde es von innen mit einem Balken verschlossen, der klemmte an diesem Morgen nur in der Halterung für einen, den rechten, Flügel und war somit nutzlos. Nur wenn der Balken vor beiden Flügeln lag, war das ganze Tor vor Zudringlichkeiten von außen sicher versperrt.

Ein vernehmliches Knurren seines Magen erinnerte Jakob an die wirklich wichtigen Dinge des Lebens. Er zuckte die Achseln. Niemand musste von dem Lapsus erfahren, es war ja nichts geschehen.

«Nur ein bisschen Unordnung», murmelte er und fand, das klinge gut. Da hatte mal ein anderer einen Fehler gemacht, einer der Gesellen. Am Ende des Arbeitstages musste das Tor geschlossen und der Balken vorgelegt werden, das gehörte nicht zu seinen, sondern zu Freders Pflichten. Gestern hatte der Meister die Werkstatt früher als gewöhnlich verlassen, im Amtshaus musste irgendeine wichtige Entscheidung getroffen werden, Jakob hatte sich nicht für den Grund interessiert, ohne den wachsamen Blick des Meisters im Na-

cken war Freder offenbar unachtsam gewesen. Das passierte leicht, wer wüsste das besser als Jakob.

Der Meister musste nicht davon wissen. Man wusste nie, was für eine Strafe er sich ausdachte. Und für wen. Nicht selten war es der Bote, so hieß es doch, der geköpft wurde.

Stimmen kamen näher. Die beiden Gesellen und der Meister? Er sah sich um. Als er zur Seite gesprungen war, musste sein Fuß dem Eisen unwillkürlich einen Schubs gegeben haben. Und da lag es tatsächlich direkt am Rand der Grube mit der frischen Lohebrühe. Er hatte Glück gehabt, verdammtes Glück. Wie hätte er es erklären sollen, wenn das Eisen in der Brühe verschwunden wäre, ausgerechnet das große mit den Eichenholzgriff? Und wie es wieder herausfischen? Diese Grube maß mindestens sechs Fuß in der Tiefe und in der Kantenlänge und war schon mit der frischen Brühe gefüllt. Selbst die längste Äscherzange wäre nicht lang genug, um den Grund zu erreichen.

Er bückte sich nach dem Eisen, und vor Schreck wäre er beinahe doch selbst in die ätzende Brühe gefallen. Noch füllten keine über Stangen eingehängten Blößen die Grube, diese für die eigentliche Gerbung bearbeiteten, also gründlich enthaarten und entfleischten Rinderhäute, gleichwohl war sie nicht leer. Was darin steckte, sah überhaupt nicht nach einer fürs Gerben vorbereiteten Haut aus. Überhaupt nicht wie eine Haut. Es sah aus wie ein vollständiger Mensch.

Das Pferd zog an, und die Kutsche rollte den Neuen Wandrahm hinunter, um zur Brücke über das Dovenfleet abzubiegen. Der Mann im tadellosen weinroten Rock auf einer der unteren Stufen der doppelten Freitreppe, die zum Portal seines Hauses mit der zwölf Fenster breiten Fassade hinaufführte, sah seiner Frau in ihrem leichten

englischen Cabriolet immer noch lächelnd nach. Er spürte noch ihre Berührung auf seiner Wange, ihren Duft. Nun wartete er auf die vertraute Veränderung der Geräusche, den plötzlich hohlen Klang der Hufe und Räder auf den Bohlen der Brücke, unter denen nichts als Luft und Wasser war. Und Schlick, dachte er mit einem plötzlichen Frösteln im Rücken, es war ja längst ablaufendes Wasser. In den bald fünf Jahrzehnten seines Leben hatte er den ganz alltäglich stinkenden Schlick in den Fleeten nur beachtet, wenn in der Commerzdeputation über die Notwendigkeit und die Kosten des Ausbaggerns und Entkrautens debattiert wurde, wobei es jedoch meistens um die Alster und ihre Brückendurchfahrten oder die Anleger an den Ufern ging.

Seit er jedoch im vergangenen Jahr erfahren hatte, wie jämmerlich ein Mensch im Schlick enden konnte, kehrten die Gedanken immer wieder zurück. Die letzten Bilder waren erst aus den Berichten der Leute in seinem Kopf entstanden, doch da saßen sie fest und holten ihn bei den wichtigsten Gelegenheiten wieder ein.

Es war eine sehr finstere Nacht gewesen. Der Mann, der verzweifelt lallend versucht hatte, bei ihm Hilfe zu finden, hatte schon ein tödliches Gift im Körper gehabt. Selbst wenn er, Claes Herrmanns, sich nicht nur angeekelt von dem vermeintlichen Trunkenbold abgewandt hätte, war ihm nicht mehr zu helfen gewesen. Er war also nicht schuld an jenem Tod, dennoch quälte ihn das Bild des später ins Fleet stolpernden und hilflos sterbenden Menschen, Mund, Nase und Augen voller Modder, an die lauernden Ratten, an das Gewürm im von Kot und Unrat stinkenden Morast des Rödingsmarktfleets.

Er ertappte sich auch dabei, wie er diese schmalen Stege ohne Handlauf nun mied und einen Umweg in Kauf nahm, um eine mit einem Geländer versehene Querung oder eine stabile Brücke über die Fleete zu finden.

Wie lächerlich. Er war Claes Herrmanns, Großkaufmann, Mitglied der Hamburger Commerzdeputation und beinahe Senator, Herr eines so honorigen wie erfolgreichen Handelshauses, auch Anteilseigner an einem halben Dutzend Großsegler, und nun brauchte er ein Stück Holz in der Hand, um über einen wenige Fuß breiten Graben oder Wasserlauf zu gelangen? Das gehe vorbei, hatte Thomas Matthew gesagt, als er dem Freund in einer weichen Stunde anvertraute, wie ihn die Erinnerung immer noch bedrängte.

Inzwischen bemühte er sich ziemlich erfolgreich, nicht mehr daran zu denken, trotzdem fiel ihm manchmal ein, dass der Mann, wäre er tatsächlich nur betrunken gewesen, wahrscheinlich auch vom Steg ins Fleet gefallen und dort jämmerlich erstickt wäre. Weil er, der Mann auf der Straße, sich losgerissen und feige weitergeeilt war, anstatt ihm zu helfen.

Doch jetzt war es heller Morgen, er stand auf der Freitreppe seines Hauses, düstere Gedanken hatten da keinen Raum. Heute nicht. Die engen Straßen und Gassen füllten sich um diese Stunde rapide mit Menschen und Wagen, Fuhrwerken, Karren, allem, was Beine oder Räder hatte, als öffne eine geheimnisvolle Kraft jedwede Türen und Tore. Hier auf der Wandrahminsel nahe beim Hafen mit besonders vielen Speichern war es immer turbulent. Das geschah alle Tage, und er genoss es auch als den Klang eines reichen Lebens.

Nun hatte er lange genug müßig herumgestanden, es war höchste Zeit hineinzugehen. Christian war zweifellos schon im Kontor und blickte mit leiser Missbilligung auf die Zeiger der Standuhr. Sein ältester Sohn und Compagnon war pflichtbewusster, als er selbst es in seinen jungen Jahren gewesen war. Jedenfalls konnte er sich nicht erinnern, alle Tage vor seinem Vater im Kontor, in den Speichern oder am Hafen gewesen zu sein,

und der war ein sehr viel strengerer Herr des Hauses gewesen, als er selbst es war oder je hatte sein wollen.

Er hörte sich leise lachen und war es zufrieden. Mochten die Passanten, die sich nun auf dem Wandrahm drängten, denken, was sie wollten. Es war ja tatsächlich kurios, an manchen Tagen, und heute war offensichtlich ein solcher, schien es ihm, als sei Christian mit seinen noch nicht dreißig Jahren der strenge Herr des Hauses und er, der Senior, der nach Müßiggang und Abenteuer, zumindest nach einem Besuch in Jensens Kaffeehaus und zu einer Partie Billard schielende Luftikus. Natürlich war das übertrieben, eine verkehrte Welt wie in einem der Stücke der Beckerschen Komödiantengesellschaft, trotzdem gefiel ihm die Vorstellung ungemein.

So erlaubte er sich vor der Pflicht noch einmal einen frohen Gedanken an seine Frau. Anne hatte heute wieder selbst die Zügel genommen, Benni saß neben ihr auf dem Bock. Zweifellos hielt sich der vom Pferdejungen zum zweiten Kutscher aufgestiegene junge Mann verstohlen an der Bank fest. Er konnte sich nicht daran gewöhnen, dass eine Dame so etwas tat, dazu auf die beste Weise. Anne und die Pferde, das war kein Problem, sondern Freundschaft.

Sie würde den eleganten Fuchs ruhig und sicher durch das Gedränge lenken, über den Fischmarkt und weiter an der Fronerei und St. Petri vorbei zum Jungfernstieg, schließlich über den Gänsemarkt zum Dammtor und hinaus aus der von den Festungswällen eingeschlossenen Stadt, die sie oft als zu eng und zu bevölkert empfand. Empfinden musste – ihre Heimatinsel mitten im Ärmelkanal war eine Idylle gegen eine große Hafen- und Handelsstadt wie Hamburg.

So war es damals, nun schon vor beinahe einem Jahrzehnt, nicht nur ein Zeichen seiner Liebe und der Dankbarkeit für dieses unerwartete zweite Glück gewesen,

sondern auch eine kluge Investition, den weitläufigen verwilderten Garten an der äußeren Alster zu kaufen. Anne hatte daraus Jahr um Jahr mehr ein Paradies im neuen Stil der englischen Gartenkunst erstehen lassen. Zur Missbilligung einerseits und heimlichen Bewunderung andererseits des alten Gärtners Kampe liebte sie diese Arbeit nicht nur theoretisch.

In seine Zufriedenheit mischte sich Demut. Er hatte sein schönes Leben nicht nur behalten, er konnte es auch spüren und genießen. Ohne schlechtes Gewissen. Das war das größte Geschenk. Da stand er nun in der Morgensonne, die erste Strahlen in die dicht und vielstöckig bebaute Straße sandte, und fühlte sich leicht.

Die Stadt lag noch im Morgendunst, kein Wölkchen war am Himmel, der Tag würde schön bleiben. Vielleicht hätte er mit Anne hinausfahren sollen. Nun warteten das Kontor und Christian, die Sache mit dem teuren, exklusiveren Rum von den Westindischen Inseln anstelle der bisherigen Rum-Lieferungen aus Boston musste entschieden werden. Nach den Unruhen in Boston gegen das britische Mutterland war plötzlich auch die Sache mit dem Rum zum Politikum geworden, was sehr lästig war. Auch in dieser Hinsicht zeigte Christian einen neuen Ernst und Hang zur Rigorosität.

Also stieg er endlich die breite Außentreppe hinauf. Ein Hüsteln ließ ihn nach oben blicken, das Licht blendete, und für einen Moment erkannte er – aber nein, natürlich war es nur der junge Blohm, der dort vor dem Portal stand, noch einmal hüstelte und dabei die Linke im makellosen weißen Handschuh zierlich angedeutet vor dem Mund hielt.

«Blohm», rief Herrmanns und klang ein bisschen zu munter und leutselig, «was gibt es?»

«Pardon, Monsieur Herrmanns, wenn ich störe, nichts läge mir ferner.» Wieder ein Hüsteln. «Der Ab-

schied von der gnädigen Madam Herrmanns sollte nicht gestört werden, es war angebracht zu warten ...»

«Nun ist sie ja schon eine ganze Weile außer Sicht. Was gibt es so eilig?» Claes Herrmanns spürte einen Anflug von Ungeduld, was nicht gerecht war. Der junge Blohm verstand seinen Dienst und gab sich überhaupt große Mühe, er musste nur lernen, was im Haus Herrmanns üblich und gewünscht war. Jedenfalls nicht zu viel Drechselei. Hier war nicht Versailles oder Potsdam.

«Ja, gewiss. Nun.» Blohm machte gerade Schultern, legte die Hände in den weißen Handschuhen ineinander und erklärte wie ein kleiner Herold: «Madam Kjellerup lässt in den Frühstückssalon bitten. Wenn es genehm sei und der Herr sich zu ihr gesellen wolle, bevor er zu seiner Pflicht ins Kontor eile, ja, ins Kontor. Oder an die Börse. Nun, zu seinen Pflichten.»

Der junge Diener errötete in diesem sehr hellen Morgenlicht, umso mehr als ihm zu spät eingefallen war, dass die Börsenzeit erst in einigen Stunden begann. Ein Pickel an seinem Kinn hatte ihm bei der Rasur Schwierigkeiten bereitet, ansonsten war seine Erscheinung makellos, wie es sich gehörte. Es gab jedoch dieses Maß von Makellosigkeit, das unangenehm berühren konnte. Aber Blohm lebte erst wenige Wochen in der Stadt und im Haus am Neuen Wandrahm, und – das vor allem – er war als ein Großneffe des alten Blohm willkommen.

Der war Jahrzehnt um Jahrzehnt an Claes Herrmanns' Seite gewesen, schon seit dessen Kinderjahren. Er war damals als junger Mensch vom Land gekommen, um einen Dienst anzutreten, und hatte dem reichen Kaufmannssohn nebenbei auch das Schwimmen und das Reiten beigebracht, auch das wieder Aufstehen, wenn er vom Pferd gefallen war. Er hatte ihn überhaupt das wieder Aufstehen gelehrt und aus mancher Bredouille gerettet, ob aus echter Gefahr während ihrer Reisen auf

den Straßen und jenen in den Sümpfen der Städte, sogar aus manchen Peinlichkeiten, in die ein unternehmungslustiger junger Mensch leicht gerät. Das hatte er erst verstanden, als er längst selbst der reiche Kaufmann war und aus Blohm der alte Blohm wurde.

Als er vor einigen Jahren starb, hatte es keinen Ersatz für ihn gegeben, weil der alte Blohm eben der alte Blohm gewesen war, bei aller Wortkargheit der vertrauteste Mensch in Claes Herrmanns' Leben. Vielleicht sogar vertrauter, wenn auch auf andere Weise, als Maria, seine erste Frau, und als Anne in den späteren Jahren.

Nun war der junge Blohm aufgetaucht. Woher? Tatsächlich hatte Christian sich darum gekümmert, weil er fand, ein Herrmanns brauche einen verlässlichen Kammerdiener anstatt immer wieder wechselnde Lakaien, schon damit die Leute nicht auf die Idee kämen, er könne sich nach dem Skandal im vergangenen Jahr keinen achtbaren Diener mehr leisten oder – schlimmer noch – es finde sich keiner. Claes hielt das für einen absurden Einfall. Zum Herrmanns'schen Haus am Neuen Wandram zu gehören, egal ob im Kontor, im Speicher, in der Küche oder bei den Pferden, bedeutete Renommee, und niemand sprach mehr von den Ereignissen des vergangenen Herbstes. Christian pflegte neuerdings viel mehr als in der Vergangenheit den äußeren Schein. Wann hatte das begonnen? Und warum? Claes' kluge Tante Augusta nahm an, es sei nur eine Marotte ihres lieben Großneffen, die vergehe, bevor es ungemütlich werde. Möge sie recht behalten! Dennoch – wohin war sein fröhlicher, hin und wieder durchaus zu Leichtsinn und Übermut neigender Sohn verschwunden?

Blohm trat eilfertig und mit einem dezenten Neigen des Kopfes zur Seite, als sein Dienstherr die oberste Stufe erreichte, und schob das schwere Portal für ihn auf.

Aber Herrmanns wandte sich noch einmal um, als er schnelle kurze Schritte hinter sich auf der Treppe hörte, und dachte beim Anblick eines so frühen Besuchers, dieser Morgen sei recht bewegt.

«Magister Barghusen», rief er dem Ankömmling entgegen, «was bringt Euch so früh am Tag auf die Wandrahminsel?»

Der Mann auf der Treppe lächelte breit wie ein Mann, der mit der Sonne aufsteht und doch keine Müdigkeit kennt. Er war von mittlerer Größe, sehr schlank und nur wenige Jahre älter als der junge Herrmanns. Sein Rock aus glattem schwarzem Tuch, seine Kniehosen, die Strümpfe, selbst der flache Hut auf seinem dunkelblonden, im Nacken zu einem Zopf gefassten Haar – alles an ihm wirkte ein wenig streng, was an seinem Beruf als Magister der Rechte und Untersekretär des Oberaltensekretärs des Heilig-Geist-Stifts liegen mochte, von dem nichts anderes erwartet wurde. Sein wacher Blick hingegen, die vom raschen Gehen in der Morgenkühle hübsch geröteten Wangen, die mit einem feinen Streifen von Spitze gesäumte Halsbinde, das Hemd aus feinem Leinen, nicht zuletzt die schmalen Silberschnallen seiner Schuhe ließen bei aller Seriosität einen unternehmenden Mann von Geschmack und nicht allzu beschränkten Mitteln erkennen.

«Guten Morgen, Monsieur», Barghusen erreichte mit zwei letzten großen Schritten den breiten Absatz vor dem Portal, «wenn Ihr erlaubt, mit Euch einzutreten? Ich werde in Eurem Kontor erwartet, es geht um den Posten eines zweiten Vorlesers im Heilig-Geist-Stift, Ihr wisst sicher davon. Euer Sohn ist so großzügig, mich in diesem Anliegen zu unterstützen. Die armen Alten, die meisten können nicht lesen oder haben schon zu schwache Augen, und die Bibel, der Katechismus, die Lieder – all das dürfen wir ihren Seelen nicht vorenthalten.»

Es blitzte in Barghusens Augen, was nur am Morgenlicht liegen konnte. Nicht im Traum war daran zu denken, ein Mann wie Barghusen lasse Amüsement aufblitzen, wenn es um arme Alte und die Heilige Schrift ging.

Kuno ließ niemanden passieren. Es kostete ihn keine Anstrengung – seine schläfrig wirkenden gelben Augen täuschten nicht über seine kraftvolle Statur hinweg, über die schon angespannten Muskeln und das prächtige Gebiss. Kuno konnte enorm unwirsch werden, er war eben ein echter Zerberus. Wenn er sich dazu herabließ, sein Gegenüber anzuknurren, einerlei ob lumpiger Taschendieb oder gepudierter Ratsherr, grollte es so tief aus seiner mächtigen Brust, dass jedermann den Rückzug antrat.

Weddemeister Wagner kannte den Hund seines Weddeknechts, seit das Tier ein putziger Welpе gewesen war, der mit Vorliebe seine spitzen Zähnnchen an neuen Stiefeln erprobte. Für gewöhnlich begrüßte er den Vorgesetzten seines Herrn mit gelassener, um nicht zu sagen gelangweilter Freundlichkeit. Manchmal aber auch nicht. Was dabei in Kunos mächtigem Schädel vorging, blieb für Wagner ein Rätsel. Weddeknecht Grabbe hatte schon oft versichert, sein Hund sei weder vergesslich noch treulos, er erkenne jeden wieder, dem er einmal begegnet war. Es zeige nur den Eifer eines braven Wächters, der sich alle Tage mit streunenden Katzen und Hunden, Ratten und wirklich bösen Menschen herumschlagen müsse. Das war dem Weddemeister egal. Ein Hund hatte zu gehorchen, erst recht wenn er sozusagen im Dienst der Stadt stand.

«Nun mach Platz», befahl Wagner zum dritten Mal. «Lass mich durch, verdammt.»

Kuno machte schmale Augen, ließ seine Zunge, ein langer sabbernder roter Lappen, aus dem Maul hängen

und schnaufte. Wagner schnaufte auch, was bei ihm an der Tagesordnung war. Beider Schnaufen klang auf gewisse Weise verwandt, und Wagner musste den absurden Gedanken verscheuchen, der Hund mache sich über ihn lustig.

Er versuchte es mit Schmeicheln. «Braver Hund», säuselte er und wurde zugleich zornrot. Nun war nicht die Stunde für Geduld. «Braver Hund, Kuno, ja, es ist deine Pflicht. Aber jetzt hau ab. Verschwinde. Beweg dich zur Seite und lass mich da rein. Sofort.»

Er könnte Kuno wegschieben, sicher, das könnte er. Versuchen. Eigentlich war Grabbes Hund ein gutmütiges Tier. Nur manchmal reizbar, leider wusste man nie genau, bei welchem Anlass. Vielleicht machte ihn der Gestank nach faulendem Fleisch aus der Gerberei blutdurstig, das wäre nicht verwunderlich, letztlich zählten Hunde immer noch zu den Raubtieren. Zu den Wölfen. Kuno war nicht mit Madam Matthews faulen Möpsen zu vergleichen, er war groß und schwer wie ein Kalb, immer wachsam. Und diese Zähne ...

Wagner hätte gerne sein blaues Tuch aus der Tasche gezogen und über Stirn und Nacken gewischt, aber er hatte die alberne Idee, das sei ein Zeichen seiner Niederlage. Vor einem Hund. Nun ja, vor einem sehr großen Hund. Mit einem sehr großen Maul. Und gelben Augen.

Eine Runde von Gaffern hatte sich um den Weddemeister und seinen Widersacher vor der Tordurchfahrt zum Hof der Gerberei Neulander versammelt, auch die Fenster in den gegenüberliegenden Häusern waren schon gut besetzt. Wagner wunderte sich immer wieder aufs Neue, wie viel Zeit die Leute in dieser Stadt zum Gaffen erübrigten. Die Geschichte würde schnell durch die Gassen laufen: Grabbes schwarzer Köter hatte Weddemeister Wagner nicht zu einer grauenvoll zugerichteten Leiche gelassen. Zwar hatte keiner der Nachbarn

die Leiche gesehen, aber ein grauenvoller Anblick – das verstand sich von selbst. Alles andere wäre einfach zu langweilig. Es war schlau von Grabbe gewesen, sein Untier als Wächter vor dem Tor zu lassen. Sie brauchten keine Zuschauer am Ort eines Verbrechens. Oder eines Unfalls, das war noch ungewiss. Tot war zunächst tot, alles andere zeigte sich nach gründlicher Prüfung.

[...]